Matthias Middell

Konfrontation auf Augenhöhe? Die Universitäten Leipzig und Berlin im Wilhelminischen Deutschland

Aus der Sicht des Jahres 2009 mag für den Vergleich zwischen der Humboldt-Universität zu Berlin und der Universität Leipzig manches sprechen, aus der Sicht der vorvergangenen Jahrhundertwende vielleicht sogar noch mehr. Um 1900 gehörten beide Hochschulen gemeinsam mit München zu den drei großen des Kaiserreiches, deren Vorsprung vor der darauf folgenden Kohorte allgemein anerkannt war. Er beruhte vor allem auf der Zahl der Studierenden, die zum Gradmesser der Attraktivität geworden war, weil sich in dieser Nachfrage nicht nur die Wertschätzung der studierenden Klientel für die wissenschaftlichen Qualität ausdrückte, sondern diese Parameter sich auch in Begründungen umwandeln ließen, damit der jeweiligen Kultusbehörde Mittel für bessere Ausstattungen und neue Berufungen entwunden werden konnten. Der Terminus „Landesuniversität“ war keineswegs hohle Floskel, sondern drückte diese innige Beziehung zwischen den Hochschulen, die an ihrem eigenen Ausbau und ihrer nationalen wie internationalen Geltung großes Interesse zeigten, und den Ministerien aus, für die die Universitäten eines der sichtbarsten Zeichen in der Konkurrenz der Gliedstaaten des Reiches waren. Mehr Studenten bedeutete mithin zugleich mehr verfügbare Ressourcen und damit die Möglichkeit, den damals im Zentrum der Wissenschaftsentwicklung stehenden Verfachlichungsprozeß durch Einrichtung weiterer, spezialisierter Professuren voranzutreiben. Hochschulpolitik war Standortpolitik, denn die Universitäten wurden als Kern einer lokalen Ballung wissenschaftlicher Kompetenz angesehen, denen sich die sich rasch vermehrenden außeruniversitären Anstalten anlagerten.

Reichlich hundert Jahre später teilen die beiden Universitäten das Schicksal, in einem Exzellenzwettbewerb, der multidisziplinäre Clusterbildung und die Konzentration auf die Ausbildung des wissenschaftlichen Nachwuchses in Graduate Schools besonders auszeichnet, nur partiell zum Zuge gekommen zu sein, jedenfalls nicht zu den herausgehobenen neun Hochschulen zu gehören. Ob das mehr als ein finanzieller Nachteil ist, wird sich erst in Zukunft noch weisen, denn die Effekte des jüngsten Wettbewerbs auf die einzelnen Hochschulen und auf das deutsche Universitätssystem sind entgegen allen euphorischen Presseerklärungen und kritischen Analysen noch gar nicht überschaubar.

Interessanterweise haben beide Hochschulen in ihren Konzepten für den Exzellenzwettbewerb mit dem Festhalten an oder der Rückkehr zu den Prinzipien einer Volluniversität geworben, die eine unter Verweis auf den Gründervater Humboldt, die andere gar in Hinsicht auf demnächst zu feiernde 600 Jahre Universitäts-geschichte, die gegen allzu leichtfertiges Befolgen der neuesten Moden immun mache. Allerdings heißt das nicht, an der organisatorischen Zersplitterung und intellektuellen Fragmentierung der Universität, die gerade der Verfachlichung entsprungen ist, festzuhalten, sondern neue integrative Institute und Profillinien zu finden. Zugleich haben beide Hochschulen auf die ähnlichen Erfahrungen und Beschädigungen in der jüngeren Geschichte hingewiesen, der Präsident der Humboldt-Universität mit seinem Statement nach der Verkündung des Auswahl-ergebnisses: „Als einzige unter den acht verbliebenen Kandidaten ist die Humboldt-Universität erst seit 17 Jahren ein Teil des bundesrepublikanischen Wissenschafts-systems. Seitdem hat sie sich in einer großen Aufholjagd unter die besten deutschen Universitäten vorgearbeitet, wie diverse Förderrankings dokumentieren. Wir sind auf dem richtigen Weg, haben unser Ziel aber noch nicht erreicht.“¹

„History matters“ könnte man diese Auseinandersetzung der beiden Hochschulen mit ihrem Schicksal und ihrer Position gegenüber dem vermuteten neuen Zentrum des deutschen Hochschulwesens im Süden der Republik überschreiben, auch wenn im Detail mehr von Zukunft und in den Überschriften mehr von Geschichte die Rede ist. Mit der Verschiebung der Gewichte nach Bayern und Baden-Württemberg mag die Konkurrenz zwischen preußischer und sächsischer Metropole an Bedeutung verlieren, trotzdem lohnt es aus meiner Sicht einen Blick zurückzuwerfen auf die Konkurrenz der Jahre um 1900².

Die laufenden Diskussionen über Studienreform und Exzellenz laden ein zur Diskussion der Kriterien für Erfolg und Mißerfolg. Sind Volluniversitäten im Nachteil, wenn von ihnen Profilbildung und Zusammenschluß zu monströsen Clustern über alle Fächer hinweg verlangt werden, und wird damit Geschichte, die nicht einfach nur Vergangenheit ist, sondern in Institutionen geronnene Tradition, zum Mühlstein, den abzuwerfen – weil hinderlich bei unvermeidlichen Struktur-reformen – dringend empfohlen werden muß? Oder generieren lange historische Traditionen (mit Sigeln teilweise aus dem 15. und 16. Jahrhundert als letzte Bastion gegen auch nur Umbenennungen) Gelassenheit und Selbstvertrauen angesichts naßforscher externer Steuerungsabsicht? Braucht man einen starken Rektor mit klaren Zielen, oder schwächt solche Zentralisierung die Fakultäten als Urgrund

¹ Erklärung des Präsidiums /der Humboldt-Universität – d. Vf./ zu Ergebnissen der Exzellenz-initiative vom 9.10.2007 http://www.hu-berlin.de/pr/pressemnachrichten/presse2007/071019_exzellenz.

² Unter die eher persönlichen Gründe für dieses Interesse gehört die Tatsache, daß ich nach längeren Recherchen zur Geschichte der Leipziger Universität im 20. Jahrhunderts mit der Einladung konfrontiert war, an der Geschichte der Humboldt-Universität mitzuschreiben, die für das Jubiläumsjahr 2010 vorgesehen ist. Dies nötigt beinahe zu einem vergleichenden Blick, zumal die eigenen Studienerfahrungen im letzten Jahrzehnt der DDR ebenfalls von der Konkurrenz der beiden Hochschulen geprägt waren.

wissenschaftlicher Kreativität, dem allenfalls ein moderierender Hochschulchef vorsitzen darf. Sind die außeruniversitären Institute Rettungsanker oder Sargnagel der Universitäten im Wettbewerb der Standorte? Haben die ostdeutschen Erfahrungen einen Vorsprung bei strukturierten Studienangeboten erzeugt, oder ist dieser Bonus in 15 Jahren komplett aufgebraucht worden durch die rasche Übertragung bundesdeutscher Standards? Die Liste läßt sich beliebig fortsetzen. Wer in all den Wettbewerben gewinnt, rechnet sich eine Spitzenposition zu und fragt nicht weiter nach Erklärungen, wer aber im Ranking hinterherhinkt, formuliert zuweilen seltsame Begründungen. Klagen über die Bevorzugung wahlweise der südwestdeutschen, der technisch ausgerichteten, der kleinen und wendigen oder der erst wenige Jahrzehnte alten Reformuniversitäten gehören zum Repertoire.

Die Tendenz zur Legendenbildung kann nicht von der Hand gewiesen werden und prägt Universitätskulturen. Die Vorbereitung der Universitätsjubiläen geht mit einer Neuerfindung der feiernden Hochschulen einher, und ein Vergleich zwischen Leipzig und Berlin hat da allerlei Erhellendes beizusteuern, denn manche der oben genannten Fragen werden heute an den beiden Hochschulen, die sich doch strukturell ähnlich sind, geradezu entgegengesetzt beantwortet. Für ein komparatistisches Design wäre es natürlich optimal, wenn sie damit auch zu klar unterscheidbaren Ergebnissen kämen. Angesichts der Mehrdimensionalität des Wettbewerbes ist es so simpel aber nicht – vielmehr zeichnet sich ab: Langfristige strukturelle Gegebenheiten, die zum Teil gar nicht im Entscheidungsbereich der Hochschulen liegen, wirken stark (Hauptstadtfunktion, Verkehrsknoten, Wohnungsmärkte, internationale Images), und was in der einen Dimension gut ist (Fokussierung der Forschung), wirkt auf die andere (Intensivierung der Lehre und Betreuung) höchstens vermittelt und manchmal anders als erwartet.

Damit ist aber auch schon hingewiesen auf die zahlreichen methodischen Fallstricke einer solchen diachron-komparatistischen Perspektive, die sich der synchron vergleichenden Konstellation bedient, um etwas über Entwicklungschancen herauszufinden.

Wege des Vergleichs

Zwei Wege sind aus meiner Sicht grundsätzlich denkbar:

Zunächst legt die Frage nach einer Konkurrenz auf Augenhöhe, die Rüdiger vom Bruch mir im Vorfeld der Münchner Tagung aufgegeben hat, einen direkten Vergleich anhand brauchbarer Indikatoren nahe. Dies würde dem Modell heutiger Rankings folgen, die nach Zufriedenheitsindikatoren, Ausstattungsmerkmalen, Einwerbung zusätzlicher Mittel und vielen anderen Gesichtspunkten ganze Batterien sozialwissenschaftlicher Untersuchungen abschießen. Wie wir alle wissen, erweist sich dies allerdings als schwierig, weil niemand besagte Indikatoren genau gegeneinander gewichten kann. Während unsere Vorfahren stolz Studentenzahlen vor sich her getragen haben, nutzen wir inzwischen Drittmittel als Hilfsmaß für universitären Erfolg. Kritik inklusive.

Sylvia Paletschek schlägt in gewisser Weise diesen Weg bei ihrem sehr instruktiven Vergleich Freiburg-Heidelberg-Berlin ein³. Dabei zeigt sich, daß der intendierte Vergleich bei der Ermittlung von Gemeinsamkeiten, die sich gegeneinander gewichten lassen, an seine Grenzen stößt, und die Analyse sich statt dessen bald in eine Erklärung wichtiger struktureller Unterschiede (im Sekundärbildungsbereich, in der Universitätspolitik der Länder usw.) wendet. Die Unterschiede waren offenkundig nicht nur gradueller Natur, sondern die einzelnen Hochschulen standen in so verschiedenen Kontexten, daß sie sich nicht in ein Ranking fügen. Jedenfalls wäre den Zeitgenossen nicht in den Sinn gekommen, diese Unterschiede einfach zu übersehen und anhand der wenigen quantifizierbaren Kriterien Platznummern für die einzelnen Universitäten zu verteilen. Man könnte dies als Hinweis darauf nehmen, daß wir zwar einige Anhaltspunkte für die Existenz und Wirksamkeit eines „deutschen Universitätssystems“ haben, eine Art unterschwellige Hitliste, der vor allem die Professoren bei der Bewertung von Rufem folgten, aber – wie Sylvia Paletschek sehr schön zeigt – keineswegs immer bei der Annahme dieser Rufe. Ähnliche Beispiele ließen sich aus Leipzig anführen – für und gegen die Messestadt. Marita Baumgarten hat vor einigen Jahren festgehalten, daß die Universitäten in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts aus ihrer Vereinzelung herausgetreten und Bestandteil eines deutschen Universitätssystems geworden seien⁴. Als Gründe dafür kann man ohne Zweifel die Ablösung primär lokaler Berufungszirkel zugunsten überregionaler Rekrutierungen und die Entfaltung entsprechender Kriterien für den Aufstieg innerhalb der Fächer interpretieren. Dies wäre auch nicht durch den Hinweis auf das Verharren verschiedener Kandidaten an Orten zu entkräften, an denen sie in einem kaminförmigen Aufstiegsschacht in Richtung Spitze des Universitätssystems eigentlich nicht hätten verbleiben dürfen. Allerdings gilt es eine solche vorwiegend sozialgeschichtliche Betrachtungsweise mit zwei Gesichtspunkten zu verknüpfen: Zum einen stellt sich die Frage, ob die Betrachtung jeweils nur eines Faches hinreichend die Konfigurationen der verschiedenen miteinander verbundenen Disziplinen in den Blick nimmt, die aufgrund der Ungleichzeitigkeit der Institutionalisierungen eben doch die Mobilität an andere Orte erheblich einschränkten. Schon um 1900 war das Problem der Interdisziplinarität wohl bewußt, und Entscheidungen für die eine oder andere Universität hingen (zumindest für diejenigen, die bereits eine erste bezahlte Stufe der Karriereleiter erklommen hatten) nicht nur vom Ranking innerhalb des einen Faches ab, sondern auch von der Umgebung und den Möglichkeiten der Zusammenarbeit mit Kollegen. Neuere Untersuchungen zu den Regionalwissenschaften, die sich vorzugsweise in Berlin, Hamburg, Leipzig und – mit Abstrichen – im westdeutschen Raum etablierten, zeigen, daß es angesichts der wenigen Hochschulen, an denen Afrikakunde oder Lateinamerikawissenschaften entstanden, wiederum kleinere Zirkel von miteinander in Kontakt und Konkurrenz stehenden Universitäten

³ Vgl. den Beitrag in diesem Band.

⁴ Marita Baumgarten, Professoren und Universitäten im 19. Jahrhundert. Zur Sozialgeschichte deutscher Geistes- und Naturwissenschaftler (Göttingen 1997) 270.

gab, die ihr eigenes System bildeten⁵. Wie der weitere Gang im 20. Jahrhundert zeigt, wurde es für diese kleineren Systeme teilweise attraktiver sich auf ein internationales Universitätssystem zu beziehen als den für sie weniger aussagekräftigen Kriterien des nationalen Universitätssystems zu folgen.

Damit sind wir bei einem zweiten Gesichtspunkt, der die Homogenität des nationalen Universitätssystems untergraben konnte: die paradigmatischen Differenzen, die manche Universitäten einander näher oder entfernter erscheinen ließen, und sich als qualitative und weniger als quantitative Unterschiede bemerkbar machten. Sie wurden oft verstärkt durch die internationale Resonanz, die in dieser Phase des Wiedergewinns grenzüberschreitender akademischer Mobilität ebenfalls aufmerksam beobachtet wurde. Während zahlreiche Studierende aus Übersee oder Osteuropa die Idee eines relativ einheitlichen deutschen Universitätssystems stützten, da ihre Hoffnungen auf eine Ausbildung befriedigt wurden und sie zuerst die Differenz zwischen dem in ihrer Heimat empfundenen Mangel an Qualifizierungschancen und der an deutschen Hochschulen erlebten Qualität mit Respekt notierten, vermerkten andere genauer die Differenzen zwischen den einzelnen Standorten⁶.

Banales Benchmarking war jedenfalls unseren Vorfahren offenkundig fremd, und eigentlich ist das wohl auch heute der Fall, wofür weniger die zahlreichen kulturkritischen Kommentierungen laufender Initiativen zur Qualitätsmessung als vielmehr gerade die Zahl solcher Wettbewerbe hindeuten. Denn diese durchaus sinnvollen Instrumente einer leistungsbezogenen Ressourcenallokation sind zunächst auch immer Kritik des Nachbarwettbewerbes, dem sie die Vernachlässigung des je eigenen Kriterienspiegels vorhalten.

Dies weist uns in eine zweite Richtung, die weniger von der Vorstellung ihren Ausgang nimmt, es gäbe überzeitliche und in einem schon immer existenten nationalen Universitätssystem gültige Parameter, als vielmehr nach den Vergleichskriterien der Zeitgenossen fragt. Welche Herausforderungen wurden um 1900 in den Vordergrund gerückt, wenn man sich in einer führenden Position sah oder diese zu erreichen trachtete? Gehen wir von dieser Perspektive aus, dann kommt es nicht so sehr darauf an, scheinbar objektive Maßstäbe und Kriterien für den Vergleich zu finden, sondern vielmehr zu rekonstruieren, in welchem Maße und mit

⁵ Falk-Thoralf Günther, *Afrikanistik und Lateinamerikanistik in Deutschland zwischen Kaiserreich und Drittem Reich. Wissenschaftsentwicklung und äußere Einflüsse im Vergleich der Standorte*, phil. Diss. (Leipzig 2007) (Ms.).

⁶ Vgl. dazu die Untersuchung französischer Berichte nach dem Besuch deutscher Hochschulen in: Michel Espagne, Michael Werner (Hrsg.), *Transferts. Les relations interculturelles dans l'espace franco-allemande (18ème-19ème siècles)* (Paris 1988); Michel Espagne, *Die Universität Leipzig als deutsch-französische Ausbildungsstätte*, in: ders., Matthias Middell (Hrsg.), *Von der Elbe bis an die Seine, Kulturtransfer zwischen Sachsen und Frankreich im 18. und 19. Jahrhundert* (Leipzig 2009) 353–377. Christophe Charle, *La république des universitaires 1870–1940* (Paris 1994); Gabriele Lingelbach, *Klio macht Karriere. Die Institutionalisierung der Geschichtswissenschaft in Frankreich und den USA in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts* (Göttingen 2003) sowie Philipp Löser, Christoph Strupp (Hrsg.), *Universität der Gelehrten – Universität der Experten. Adaptionen deutscher Wissenschaft in den USA des neunzehnten Jahrhunderts* (Stuttgart 2005).

welchen Schwerpunkten sich die Universitäten gegenseitig beobachtet haben oder ihre eigene Position gegen einen (mehr oder minder vage) angenommenen Hintergrund allgemeiner Trends beschrieben. Solche Positionierungsstrategien geben uns, wenn wir den Vergleich in dieser Weise wenden, eine Reihe von Hinweisen auf das zeitgenössische Ranking. Nicht im Sinne einer tatsächlichen Rangfolge, sondern hinsichtlich der Art und Weise, wie die Akteure in den Hochschulen für sich den Gedanken des Rankings verarbeitet haben und daraus Strategien ableiteten, um entweder in einem bestimmten Feld besser als die angenommene Konkurrenz zu werden oder um den Wettbewerb gerade auf ein anderes Spielfeld zu tragen, auf dem die Chancen für eigenen Erfolg größer sind.

Indem ich diese Form des Vergleiches benutze, privilegiere ich ausschließlich mit Blick auf den Umfang dieses Artikels die Leipziger Sichtweise, da andere Texte in diesem Band ausführlicher und kompetenter über Berlin sprechen. Es ist aber nicht dem gewählten Verfahren inhärent, das auch als parallele Beobachtung von (zwei oder mehr) Positionierungsstrategien angelegt sein könnte, sondern ausschließlich den erwähnten pragmatischen Überlegungen geschuldet.

Positionierungsstrategien aus Anlaß von Universitätsjubiläen: Leipzig 1909 und Berlin 1910

Einen ersten Anhaltspunkt für den beabsichtigten Vergleich liefern die Jubiläumsschriften der Universitäten in Leipzig und Berlin, die durch den Zufall der Gründungen 1409 und 1810 zeitlich kurz aufeinander folgend erschienen. Das Schicksal beider Hochschulen konnte allerdings hinsichtlich dieser Jubiläumsbände nicht gegensätzlicher sein: Max Lenz' voluminöser Gesamtdarstellung steht die peinliche Verlegenheitslösung der Leipziger gegenüber, die schon 1883 Georg Voigt, nach dessen Tod 1891 schließlich Georg Erler beauftragt hatten, die jedoch beide mit der Aufgabe aus vielfältigen Gründen nicht zu Rande kamen, dann eine konkurrierende Festschrift in die Hände der Fakultäten legten und schlußendlich das Vorhaben abbrechen mußten, nachdem so ziemlich alles schief gegangen war, was nur denkbar schien. Überbordende Verlagskosten, der weit geringer als erhofft ausfallende Regierungszuschuß, eine unübersehbare Schreibblockade des eifrig Material sammelnden Verfassers, eine auf dem Altar des Historikerstreits zwischen Gerhard Seeliger und Karl Lamprecht geopfert Notlösung – die Gründe für das Nichtzustandekommen einer geschlossenen Darstellung sind so vielfältig wie das Jubiläumsleben, aber sie sind hier wenig relevant. Dafür haben wir aus vieler Männer Feder Darstellungen der einzelnen Institute – eine Art *survey* zur Sicht auf die Hochschule und den eigenen Bereich. Zunächst fällt auf: Von Berlin ist an so gut wie keiner Stelle die Rede, nur ab und zu von der Gesamtheit der deutschen Hochschulen. Umgekehrt findet sich auch bei Lenz keine ausführliche Gegenüberstellung zur Leipziger Universität. Ist es ein Zeichen von „Konkurrenz auf Augenhöhe“, den Konkurrenten nicht zum Maßstab eigenen Handelns zu machen?

Was zweitens im Vergleich des Festtagsschrifttums auffällt, ist die unterschiedliche Gewichtung: Im Berliner Fall widmen die Autoren des dritten Bandes, die die Institute beschreiben, das Hauptaugenmerk der wissenschaftlichen Leistung (ohne allerdings näher darauf einzugehen, wo man damit national und international stand. In Leipzig fällt die ausführliche Behandlung der baulichen Voraussetzungen zuallererst ins Auge. Fotos und Grundrisse der Neubauten sind den Prachtbänden beigegeben. Tatsächlich hatte die Leipziger Universität in den 1870er Jahren (als sie zeitweise die höchsten Studentenzahlen im Reich hatte) und dann vor allem zwischen 1890 und 1910 einen immensen Ausbau erfahren. Enorme bauliche Erweiterungen veränderten das Stadtbild wesentlich. Immerhin 18 Neubauten in 27 Jahren nach 1880 für reichlich 15 Millionen Mark⁷ hatten eine Vervierfachung der Landesaufwendungen von 0,72 Millionen Mark 1875 auf 3,05 Millionen Mark 1907 erforderlich gemacht⁸, die nur um wenig hinter der Steigerung der Mittel für die Berliner Universität auf 490 Prozent zurückblieb. Und dabei erschien dies doch keineswegs ausreichend, denn man rechnete mit weiterem Wachstum, weshalb die Anlage der Neubauten auf dem angestammten Areal im Herzen der Stadt auf heftige Kritik stieß, denn der dort vorhandene Platz reiche keinesfalls aus, sei „viel zu klein ... für eine Hochschule, welche in Deutschland zu den größten gehört, welche der Stolz unseres für Kunst und Wissenschaft immer opferbereiten Sachsen und unseres so großartig aufblühenden Leipzig ist, gehört es sich doch, daß sie in jeder Hinsicht zweckentsprechend und mustergültig angelegt wird. Dies ist auf dem in Aussicht genommenen zeitherigen Universitätsgebiete, wie sich schon jeder Laie sagen kann, unmöglich, soll doch nach dem Umbau der größte Hörsaal nur 440 Hörer fassen. Das in Frage stehende Areal befindet sich inmitten belebtester Straßen, und es ist ein durchaus unzulänglicher Schutz für die Unge störtheit der Vorlesungen, wenn man die unvermeidlich an Straßen zu liegen kommenden Hörsäle nur mittels eines Ganges von der Straße trennt. Hörsäle einer solchen Universität gehören schlechterdings nicht in solche Nähe. Man sollte in ganz anderer Weise, als es so möglich wird, auf reichlichste Licht- und Luftzuführung bedacht sein. In den Pausen zwischen den einzelnen Vorlesungen muß der Student bei schönem Wetter im Freien zwischen erfrischendem Grün, bei ungünstigem Wetter in Wandelbahnen sich ergehen können. Es ist dies um so notwendiger, als der einzelne oft viele Stunden hintereinander Vorlesungen hören muß.“⁹

Auch den zahlreichen ausländischen Studierenden fielen in der betriebsamen Handelsstadt zuerst die schlechten Luftverhältnisse auf. Der Philosoph und spätere einflußreiche Bibliothekar der *Ecole Normale Supérieure* in der Pariser rue d'Ulm, Lucien Herr, faßte seine Eindrücke aus dem Jahre 1886 so zusammen:

⁷ Heinz Füßler (Hrsg.), Die Leipziger Universitätsbauten (Leipzig 1961).

⁸ Vgl. Lothar Rathmann (Hrsg.), Alma Mater Lipsiensis. Geschichte der Karl-Marx-Universität Leipzig (Leipzig 1984) 194.

⁹ Der projektierte Neubau der Universität, in: Leipziger Tageblatt (19.12.1891). Siehe ausführlicher zu der Diskussion um die Neubauten und das Verhältnis von Staat und Universität: Gerald Diesener, Matthias Middell, Zwischen Universitätsautonomie und Wissenschaftsstandort: Leipzig 1880–1914, in: dies. (Hrsg.), Wissenschaftsstandorte (Leipzig 1997) 45–75.

„Viel Bewegung! Viel Lärm! Viel Leben! Handel und Geschäfte. Interessante Innenstadt ...“ Aber er bemerkte eben auch die Nachteile einer aufblühenden Industriemetropole bei ungewöhnlich schlechtem Wetter: „Rußschwarze Stadt. man weiß gar nicht, woher der Qualm kommt. Schwarzer Schlamm. Es regnet sehr oft, beinahe ununterbrochen.“¹⁰

Es fand sich jedoch trotz der langen Reihe solch kritischer Stimmen zum Standort in der Mitte der Messestadt weder am Ende des 19. noch in der Mitte des 20. Jahrhunderts oder gar nach dem Umbruch von 1989 je eine Mehrheit oder auch nur eine respektable Minderheit für den Umzug auf ein luftiges Campus-Gelände außerhalb des Zentrums. Der Stolz auf die kompakte Innenstadtlage überwog bei weitem den Ärger über tatsächliche oder prognostizierte Enge – Leipzig als Stadtuniversität einer Kaufmannsmetropole, die sich von Hochschulen in Residenzstädten kräftig abgrenzte, findet sich allerorten beschworen.

Heben die Institutsdarstellungen auch mit den baulichen Voraussetzungen an, so bleibt es doch nicht bei einem Augenschmaus für die Architekturfreunde – vielmehr folgen aus der Betonung exzellenter Raumausstattung rasch zwei weitere Argumente.

Zunächst, Leipzig besitze das nötige Equipment der Labore, Kliniken und Werkstätten, um dem Aufschwung der Naturwissenschaften und der Medizin seinen Stempel aufdrücken zu können. Der Ausbau der neuen Disziplinen, denen direkte Verwertung oder doch offensichtliche Nützlichkeit zugetraut wurde, war das entscheidende Kriterium einer erfolgreichen Hochschule, und dafür galt es zuallererst Platz und eindrucksvolle Institutsgebäude zu schaffen. Hier mischten aber die Physiker und Chemiker reichlich Wasser in den Wein, indem sie auf eine Kontroverse der 1840er und 1860er Jahre zurückkamen, als es um die Beheimatung der technischen Anwendungen an der Universität ging. Rektor Drobisch wollte dies 1843 forcieren, aber die aufeinander folgenden Schlachten wurden verloren, und selbst zu Zeiten des Nobelpreisträgers Wilhelm Ostwald gelang es nicht, diesen Strukturmangel abzustreifen, weshalb er sich aus den Preisgeldern ein privates Labor in Großbothen errichten ließ, das später in die Hand der Akademie der Wissenschaften der DDR überging. Die Fehlstelle einer technischen Fakultät hat auch die DDR-Hochschulreform von 1969/70 nicht beseitigt, als die Verpflichtung auf kombinatnahe Forschung solches eigentlich nahe legte; und die Bemühungen des ersten Nachwenderektors, des Chemikers Cornelius Weiss, dem Problem offen durch Gründung einer entsprechenden Fakultät oder listig durch Einrichtung von kleineren Ansätzen in den existierenden Institutionen zum späteren Ausbau Abhilfe zu schaffen, sind inzwischen von der Sächsischen Staatsregierung zugunsten der traditionsreichen Technischen Universität in Dresden rigoros zurückgedreht worden. Leipzig war und blieb eine theoretischer Grundlagenforschung verpflichtete Volluniversität – dies kostet den Staat vergleichsweise wenig,

¹⁰ Das Tagebuch Lucien Herrs befindet sich im Privatbesitz, eine Kopie in der Bibliothek der E.N.S. Das Zitat nach *Espagne*, Die Universität Leipzig als deutsch-französische Ausbildungsstätte ... 354.

gibt der Hochschule eine gewisse Kohärenz und läßt die Industrie oftmals resigniert abwinken. Im Ergebnis ergibt sich daraus eine von Landespolitikern immer wieder ideal erdachte Arbeitsteilung zwischen Leipzig und Dresden, die allerdings vorrangig als eifersüchtige Konkurrenz begegnet.

Die Lage in Berlin war zwar ebenfalls durch die Differenz von Technischer Hochschule und Universität gekennzeichnet, aber für eine Integration von Nachdenken und Anwenden waren und sind die Voraussetzungen an einem einzigen Standort weit komfortabler.

Diese Strukturschwäche war den Leipzigern schon Anfang des 20. Jahrhunderts nur allzu bewußt, denn sie koinzidierte mit der sächsischen Gewerbestruktur, die weder in der Schwerindustrie noch im damit verbundenen Bankenwesen (nach Weggang der Dresdener Bank 1882) ihre Stärken hatte.

Ein zweites Argument folgte aus der Beschreibung baulicher Hüllen: Überall seien tatsächlich Voraussetzungen für den angestrebten Seminarbetrieb in Form ausreichender Räumlichkeiten für Bibliothek und Arbeit der studentischen Mitglieder gegeben. Das Modell seminaristischer Unterweisung durch Anleitung zur selbständigen wissenschaftlichen Arbeit durchzieht die Festschriften – es hat sich über alle Disziplinen durchgesetzt, und die Leipziger werden, in vielleicht nicht ganz vollständigem Überblick, nicht müde zu betonen, daß sie führend auf diesem Gebiet seien. Eine neue Didaktik hatte sich im 19. Jahrhundert an den Hochschulen im Reich etabliert, und sie wurde zum Exportschlager eines sog. deutschen Hochschulmodells. Allerdings war diese Innovation zu Beginn des 20. Jahrhunderts nicht mehr taufersch, sondern gewissermaßen Standard, worauf zurückzukommen sein wird.

Hinsichtlich des Personals finden sich in den Leipziger Darstellungen zwei Indikatoren.

Die Institutsbeschreibungen enden in der Regel mit einem Aufweis der habilitierten und inzwischen berufenen Mitarbeiter. Ob man dabei überdurchschnittlich produktiv war, entzog sich nicht nur dem Urteil der Zeitgenossen, sondern genau genommen können wir dies bis heute nicht richtig bewerten, da nur für einzelne Fächer entsprechende Genealogien existieren und die „Kaderschmieden“ identifizierbar machen. Im Desinteresse an einer genaueren Antwort auf diese Frage spiegelt sich wohl auch die Einsicht, daß die Berufungen keinen genau berechenbaren Regeln folgten, sondern von so zahlreichen Zufällen geprägt waren. Jedenfalls hüteten sich die Festschriftbeiträge bei der Produktivität der einzelnen Hochschullehrer ins Detail zu gehen. Es mochte genügen, die über ihre eigene Lebenszeit und über den engeren lokalen Kreis hinaus bekannten Gelehrten zu benennen.

Die Studentenzahlen spielten eine große Rolle. Eulenburg liefert uns erstmals verlässliche Statistiken, aber das Argument ist allgegenwärtig. Kolleg- und Prüfungsgelder schlugen sich direkt als Einkommensanteil der Ordinarien nieder, und die Privatdozenten und außerplanmäßigen Professoren lebten vollständig von diesen Einnahmen. Aber neben diesem persönlichen Interesse gab es auch ein institutionelles an der Wachstumseuphorie. Wir befinden uns in der Phase des institutionellen Ausbaus und der Verfächlichung durch Gründung von Seminaren und

Instituten innerhalb der Universitäten. Über mehrere Jahrzehnte hatten sich die meisten Professoren mit Studentenzahlen im ein- bis zweistelligen Bereich herumgeschlagen und jede Steigerung außerordentlich erfolgreich dazu benutzt, mehr Mittel für den Ausbau ihrer Fächer zu verlangen. Franz Eulenburgs Rückblick drückte allerdings zugleich ein in Leipzig verbreitetes Gefühl der Krise aus, nachdem der zweite Platz unter den deutschen Universitäten eben an München verloren gegangen war: „Es [Leipzig] muß sich mit dem dritten Platze begnügen und nimmt nicht mehr mit dem Wachstum der Gesamtheit zu: Leipzig scheint in ein Stadium der Stagnation eingetreten.“¹¹ Während sich Berlins Anteil an den Studierenden im Reich insgesamt zwischen 1871/75 und 1891/95 von 12,1 auf 16,3 Prozent erhöhte und der Part Münchens von 7,1 auf 12,6 Prozent wuchs, sank Leipzigs Anteil von 16,7 auf 10,7 Prozent. Der Boom, den vor allem die Einrichtung des Reichsgerichts für die juristischen Studien bis 1879 erzeugt hatte, kam an sein Ende. Geringere Studierhäufigkeit der sächsischen Landeskinder gegenüber ihren bayerischen und württembergischen Altersgenossen konnte durch den traditionell überdurchschnittlichen Anteil ausländischer, vor allem osteuropäischer Jünger der vorzugsweise medizinischen Wissenschaften nicht mehr ausgeglichen werden¹². Die Frequenz der Philosophischen Fakultät hatte ihren Anfang auf einem sehr niedrigen Niveau genommen: „Sie begann in Leipzig als die bei weitem kleinste, mit wenig über hundert Studenten.“ Es folgte ein langsamer, aber stetiger Aufschwung, der 1862 erstmals zum Überschreiten der Zahl 200 führte. Danach folgte ein rasanter Aufschwung auf über tausend Studenten, der nach einer kurzfristigen Verlangsamung im Kontext der Krise von 1873 bis zu einem Maximum von 1380 Studenten im Jahre 1880 führte, dem ein herber Rückschlag folgte und die Zahl der eingeschriebenen Studenten der Philosophischen Fakultät am Ende der achtziger Jahre auf das Niveau von rund 800 Studenten zurückführte. Erst 1896 war diese Zwischenkrise in der Frequenz überwunden, und es folgte nun jener rasante Aufschwung, der 1905 erstmals die Zahl 2000 überschreiten ließ und im Moment des Universitätsjubiläums vier Jahre darauf schon nahe an die Zahl 2500 heranführte¹³. Diese Art Zwischenkrise läßt sich allerdings überall im Reich beobachten, und danach kam es zu einer Synchronisierung der Aufschwünge und dem Abbau regionaler Unterschiede im Wachstum. Dies hinderte allerdings auch in Leipzig eine neue Generation von Professoren nicht, sich diese Dynamik als Erfolg anzurechnen und sie umzumünzen in den raschen Ausbau der Institute. Innerhalb der Universität verteilte sich das Wachstum dabei höchst ungleichmäßig. Die Medizinische, Juristische und Theologische Fakultät verloren teilweise sogar Studenten, während das Wachstum sich in den natur- und geisteswissenschaft-

¹¹ *Franz Eulenburg*, Die Frequenz der deutschen Universitäten von ihrer Gründung bis zur Gegenwart. (Nachdruck der Ausgabe von 1904, Berlin 1994) 261.

¹² In Leipzig studierten durchschnittlich elf Prozent ausländische Studierende gegenüber einem Durchschnitt von sieben Prozent für das gesamte Reich. Vgl. ebenda.

¹³ *Franz Eulenburg*, Die Entwicklung der Universität Leipzig in den letzten hundert Jahren. Statistische Untersuchungen (Leipzig 1909) 26f.

lichen Fächern der Philosophischen Fakultät konzentrierte¹⁴. Der Zustrom von ausländischen Studenten – unter denen wiederum der Prozentsatz der amerikanischen am Ende des 19. Jahrhunderts abnahm, weil jetzt in den USA genügend eigene Studiermöglichkeiten bestanden, während die Zahl der russischen Studenten weiterhin stark zunahm – fügte sich in einen gesamtdeutschen Trend ein, wobei Leipzig früher für ausländische Studenten attraktiv wurde als viele andere deutsche Hochschulen, so daß der Anteil von 1880/81, als 262 von insgesamt 1133 Ausländern in Leipzig studierten (also 23,1 Prozent), auf 529 von 3594 Ausländern im Jahre 1908/09 (also 14,7 Prozent) absank. Leipzig blieb damit auch hinter München und Berlin zurück, die zusammen 43 Prozent der in Deutschland studierenden Ausländer aufnahmen¹⁵. Zugleich war der Anstieg des Lehrpersonals zwar beträchtlich, aber kaum mit der Einrichtung neuer Lehrstühle verbunden, so daß die höhere Lehrbelastung auf die Nichtordinarien und Privatdozenten abgewälzt wurde. Wie gravierend dieser Umstrukturierungsprozeß war, zeigen die Zahlen, die Christian von Ferber für die Jahre 1871 bis 1910 bezogen auf das gesamte Reich berechnet hat: Danach stieg die Bevölkerung in diesen knapp vierzig Jahren um 58 Prozent, während gleichzeitig die Zahl der Universitätsstudenten um 292 Prozent anstieg, die der Universitätsprofessoren aber lediglich um 45 Prozent (von 853 auf 1263). Alle Hochschulehrkräfte zusammengenommen, d. h. einschließlich der Lektoren und Privatdozenten, erreichten eine Zahl von 4463 gegenüber 1633 im Jahre 1873, mithin eine Steigerung um 173 Prozent¹⁶. Kamen also zunächst zwei in der Lehre tätige Nichtordinarien auf einen Professor, so verschob sich dieses Verhältnis bis zur Jahrhundertwende auf beinahe 4:1. Leipzig gehörte zu den Vorreitern dieser Verschiebungen, bei aller Freude der Zeitgenossen über das finanzielle Engagement Sachsens kommt man nicht umhin, die kostendämpfende Art des Volksbildungsministeriums zu bewundern, die sich den Konservatismus der Ordinarien zunutze machten, indem sie statt der Einrichtung weiterer Professorenstellen vorrangig Extraordinarien die Lehrlast tragen ließen.

Hieraus ergaben sich verschiedene Folgen, die in der alten Universitätsverfassung nur begrenzt aufzufangen waren: Ein Ordinariat einzunehmen, hieß nun nicht mehr, allein mit einer kleinen Zahl von Studenten berufsbefähigende Unterweisungen zu veranstalten, sich individueller Forschung hinzugeben und auf der alleinigen Zuständigkeit für ein Fachgebiet in einem überschaubaren Verband von Professoren zu beharren, sondern vielmehr die Bemühungen verschiedener nachgeordneter Lehrkräfte in den Instituten zu koordinieren, die nötige Infrastruktur der seminar- oder laborförmigen Forschung und forschungsnahen Lehre zu organisieren und das neu auftretende Problem der Interdisziplinarität zu bewältigen, das erst ab einem bestimmten Grad der Unüberschaubarkeit an die Stelle simpler

¹⁴ Ebenda 194.

¹⁵ Ebenda 49.

¹⁶ Nach *Christian v. Ferber*, Die Entwicklung des Lehrkörpers der deutschen Universitäten und Hochschulen 1864–1954 (Göttingen 1956) 195–198.

Kollegialität und ab einem bestimmten Grad der Spezialisierung an die Stelle jedes universalistischen Anspruchs treten mußte.

Die Bilanz im Moment des 500. Jubiläums fällt mithin durchwachsen aus: Ein Platz in der Spitzengruppe stärkte das Selbstbewußtsein, aber zugleich war die nachlassende Dynamik gegenüber Berlin besorgniserregend, denn sie beruhte auf mehreren nicht einfach zu überwindenden Faktoren:

- Gegenüber Preußen und Bayern hatte das bildungsbeflissene Sachsen die zeitgenössische Studierrate seiner Bevölkerung bereits früher ausgeschöpft
- Das Fehlen einer technischen Fakultät verhielt Nachteile im Wettbewerb um einen Platz in der modernen Industriegesellschaft
- Der alte Typus der Internationalität, der einfach darauf beruhte, daß viele Länder nicht über ausreichende eigene Ausbildungskapazitäten verfügten, und von dem Leipzig stark profitiert hatte, verlor seine Bedeutung und bedurfte einer Neudefinition.

Auch das Jubiläum, von dem man sich doch einigen Rückenwind versprochen hatte, brachte für die Universität eher Enttäuschungen: Weder Land noch Stadt engagierten sich in der erhofften Weise, die eigenen Ziele wurden nicht nur bei der Festschrift, sondern auch beim Fundraising für als dringend erachtete Erweiterungen verfehlt.

Nach dem Wettbewerb ist vor dem Wettbewerb

So bildet vielleicht weniger das Jubiläum 1909 selbst als die kurze Zeit später folgende Wahl Karl Lamprechts zum Rektor für das akademische Jahr 1910/11 eine Zäsur bei dem Versuch, neue Grundlagen für eine erfolgreiche Entwicklung zu finden.

Der Historiker hatte im Mai 1909 mit der öffentlich zelebrierten Gründung des Instituts für Kultur- und Universalgeschichte zweifellos – je nach Lesart – seinen Beitrag zum Jubiläum geleistet oder dem Universitätsgeburtstag im Dezember die Show gestohlen. Unter dem 22. Dezember 1908 hatte das Ministerium des Kultus und des öffentlichen Unterrichts das Ausscheiden der ehemaligen Abteilung D, des Seminars für Kultur- und Universalgeschichte, aus dem Verband des Historischen Instituts verordnet¹⁷, nachdem es am 7. Dezember allen Beteiligten noch einmal Gelegenheit zu Stellungnahme gegeben hatte, sich aber keine Einigung in den zahlreichen Streitpunkten herstellen ließ¹⁸. Für die Neuschöpfung stellte sich rasch die Frage nach einer geeigneten Bezeichnung. Aus naheliegenden Gründen wollte Lamprecht eine auch symbolisch ausgedrückte Gleichstellung mit seinen Kollegen erreichen und favorisierte von Anfang an die Bezeichnung als Institut. Wichtiger waren ihm allerdings für den Anfang 160 Stühle, die er als Minimum für

¹⁷ SHStAA MfV, 10230/21, Akten des Institut für Kultur- und Universalgeschichte betreffend, I: 1908–1915, Bl. 2.

¹⁸ Ebenda Bl. 1.

das erste Semester im neuen Domizil veranschlagte¹⁹. Das Eintreffen der bereits versprochenen kaiserlichen Zuwendung als Morgengabe zur Gründungsfeier deuchte ihn der beste Zeitpunkt, den Vorschlag zu unterbreiten, das Institut als eines für Kultur- und Universalgeschichte zu bezeichnen²⁰. Bereits am 17. Januar mußte Lamprecht allerdings die Strategie wechseln, denn die Druckfahnen für die Universitätsfestschrift waren abzugeben, auf denen der werbebewußte Wissenschaftsorganisator keinesfalls mit einem falschen Eintrag stehen bleiben wollte. Am 19. Januar bestätigte das Ministerium den gewünschten Titel²¹. Am 18. Februar 1909 traf aus Berlin die Mitteilung ein, daß zwar ein Reichszuschuß für das Institut für Kultur- und Universalgeschichte im laufenden Jahr nicht wie vorgesehen möglich sei, der Kaiser aber aus „Allerhöchstseinem Dispositionsfonds ... ausnahmsweise eine einmalige Beihilfe von 10 000 Mark zur Verstärkung der Lehrmittel der Bibliothek jenes Instituts bewilligt“ hatte²². Eine besorgte Rückfrage, ob es sich hier um den Netto- oder den Bruttobetrag handele, ergab schließlich die Auskunft des Reichsschatzamtes, daß die Summe nicht schenkungssteuerpflichtig sei²³. Man mag sich die Sensation vorstellen, die eine solche gewaltige Aufstockung der Mittel in der Universität und in Dresden machte, deren noch völlig ungewöhnlicher Charakter an der Rückfrage der Verwaltungsroutiniers ablesbar ist. Denn das Reich hielt sich normalerweise aus der Finanzierung der Hochschulen in den Einzelländern heraus und erkannte nur auf Beihilfen, wo das Ansehen der Nation durch besondere Forschungsleistungen sichtbar wurde²⁴.

Lamprechts Institutsgründung zeigt aber auch im darauf sich beziehenden Briefwechsel mit der Verwaltung eine grundlegende Verschiebung der Mittelverwendung. Während bis dahin vorzugsweise Büchermittel gewährt wurden, galt es nun, nicht fest angestelltes Lehrpersonal durch Bezahlung zu gewinnen, um der rasch wachsenden Studentenzahl Herr zu werden.

Lamprechts Institutsgründung, der intensive Kontakte zur Privatwirtschaft, eine reichweite Profilierung als Hochschulpolitiker und das Weben eines internationalen Netzes von Kontakten vorausgegangen waren, bildet die Voraussetzung für sein Agieren als Rektor der Leipziger Universität²⁵.

¹⁹ Ebenda Bl. 6.

²⁰ Hierzu hatte es vordem eine heftige Auseinandersetzung vor allem mit Lamprechts Kollegen Erich Brandenburg gegeben, der die Universalgeschichte schlicht aus dem Kanon des Historikerhandwerks verwies. Vgl. dazu *Matthias Middell*, Weltgeschichtsschreibung im Zeitalter der Verfachlichung und Professionalisierung. Das Leipziger Institut für Kultur- und Universalgeschichte 1890–1990 (Leipzig 2005) 3 Bde, Kap. 7.

²¹ Ebenda Bl. 7–9.

²² UAL, RA 900 II, Bl. 29.

²³ Ebenda Bl. 31.

²⁴ *Lothar Burchardt*, Deutsche Wissenschaftspolitik an der Jahrhundertwende: Versuch einer Zwischenbilanz, in: *GWU* 26 (1975) 271–289; *ders.*, Wissenschaftspolitik im Wilhelminischen Deutschland. Vorgeschichte, Gründung und Aufbau der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften (Göttingen 1975).

²⁵ *Karl Lamprecht*, Zur Fortbildung unserer Universitäten, in: *Internationale Wochenschrift für Wissenschaft, Kunst und Technik* 3 (1909) Sp. 1539–1554.

In seiner Antrittsrede machte er deutlicher als es vielen lieb sein konnte, daß es reichlich Reformbedarf gab²⁶. Lamprecht kam sicherlich nicht als Universitätsreformer zur Welt. Aus dem widersprüchlichen Gang, den seine Bemühungen nahmen – vom Ausbau der herkömmlichen Formen, in denen sich die historische Disziplin institutionalisiert hatte und die er in den 1890er Jahren lediglich um weitere Komponenten zu ergänzen gedachte, zum Gegenentwurf zu den Historischen Seminaren –, schälte sich erst nach und nach ein komplexes Konzept heraus. Es umfaßte eine Neuorganisation der Lehr- und Forschungsstrukturen und den Versuch einer Reform der Kommunikationsinstrumente. Bis zur Gründungsphase des Instituts für Kultur- und Universalgeschichte konzentrierten sich diese Anstrengungen vor allem auf das Fach Geschichte selbst. Danach weitete sich der Blick Lamprechts auf die Umfeldbedingungen, die er in einer von tiefen Widersprüchen gezeichneten Universität vorfand²⁷.

Die Neujustierung des Disziplingefüges sollte sowohl auf die Deutungsbedürfnisse der Gesellschaft reagieren, die die verschiedenen sozialen und kulturellen Modernisierungsprozesse intellektuell verarbeitet sehen wollte²⁸, als auch einen koordinierten akademischen Unterricht ermöglichen, bei dem die Konvergenzen neuer Methoden und Interpretationen, auf die das sog. Leipziger Positivistenkranzchen immer wieder hinwies, in eine gegliederte Ausbildung übersetzt wurden. Dies sollte auch Konsequenzen für die äußere Form der Universität haben, die sich Lamprecht als neu zu errichtenden Campus mit Übergängen zwischen den Instituten und einer gemeinsamen Bibliotheksnutzung vorstellte, in der die „Einheit der Wissenschaften“ zurückgewonnen werden könnte, indem die Schranken zwischen den Disziplinen beseitigt und deren Zusammenwirken auf eine methodische Gemeinsamkeit, den Vergleich, gegründet würden.

Ein zweiter Impetus der Lamprechtschen Universitätspolitik war die Idee der Standortkonkurrenz, mit der er nicht nur den Platz Leipzigs als einer der drei führenden Hochschulen im „deutschen Universitätssystem“ erhalten wollte. Er konnte sich dabei neben dem Ministerium auch auf ein selbstbewußtes Städtebürgertum stützen, das Wissenschaft als einen gewichtigen Faktor seiner urbanen Identität betrachtete und – wie Henry Glenn Penny kürzlich für den Ausbau des Völkerkundemuseums detailliert nachgewiesen hat²⁹ – dafür tief in die Taschen griff, um

²⁶ Siehe schon seinen Artikel zum Universitätsjubiläum: *Karl Lamprecht*, Die Gefahr der Überflügelung der deutschen Universitäten, in: *Leipziger Tageblatt* (9.11.1909).

²⁷ *Karl Lamprecht*, Zwei Reden zur Hochschulreform (Berlin 1910).

²⁸ Dies erörtert ausführlich eine Serie von Tagungen an der Werner-Reimers-Stiftung, von der bisher die Ergebnisse zweier Kolloquien publiziert vorliegen: *Rüdiger vom Bruch, Friedrich-Wilhelm Graf, Gangolf Hübinger* (Hrsg.), *Kultur und Kulturwissenschaften um 1900* (Stuttgart 1989); *Gangolf Hübinger, Rüdiger vom Bruch, Friedrich Wilhelm Graf* (Hrsg.), *Idealismus und Positivismus. Kultur und Kulturwissenschaften um 1900 (II)* (Stuttgart 1997).

²⁹ *Henry Glenn Penny III*, „Beati possedentes“: Die Aneignung materieller Kultur und die Anschaffungspolitik des Leipziger Völkerkundemuseums, in: *Michael Geyer* (Hrsg.), *Schädel und Skelette als Objekte und Subjekte einer Menschheitsgeschichte* (= *Comparativ* 10 [2000], H. 5–6) 68–102.

weiter eine Rolle als *global player* spielen zu können. Lamprecht bot sich sowohl der Dresdener Kultusbürokratie als auch seinen Leipziger Mitbürgern besonders an, weil er eine maximale Anspannung der eigenen Kräfte propagierte, aber zugleich vor unrealistischen Wettbewerben (etwa mit Berlin) im Bereich der Naturwissenschaften warnte, für die die sächsische Industriestruktur kein ausreichendes Hinterland bot.

Die dritte Leitidee der Lamprechtschen Universitätspolitik verband sich mit dem Stichwort Internationalisierung, das auf neue Bedingungen für die innerwissenschaftliche Entwicklung verwies, in der der Bezugspunkt für Konkurrenz und Kooperation mehr und mehr eine transnationale Gemeinschaft von Forschern wurde, zugleich aber auch eine neue Rolle der Wissenschaften für die Nationen erkennen ließ. Wissenschaftlicher Fortschritt erschien als entscheidender Faktor in der Nationenkonkurrenz³⁰. Lamprecht zog hieraus jedoch auch die Konsequenz, daß dieser Wettbewerb der Nationen nicht mehr mit den Waffen des Militärs, sondern mit denen des Geistes ausgetragen werden sollte. Sein Konzept einer auswärtigen Kulturpolitik verband sich mit der Idee einer wichtigeren Rolle der Universitäten in der Gesellschaft und der Geisteswissenschaften in den Universitäten³¹.

Originell in Lamprechts Reformplan ist vor allem, daß er – ähnlich wie in Berlin Adolph von Harnack – die einzelnen Schritte in einen Zusammenhang stellte und davon ausging, daß „das Ergebnis ... bei jedem Versuche, der das Ganze nur vom Theile her sieht, notwendig Flickwerk sein“ wird³².

In der Debatte um das Verhältnis von Universitätsautonomie und staatlicher Reformpolitik, die insbesondere in Preußen durch das „System Althoff“ hervorgerufen worden war, suchte Lamprecht – unter weit weniger energisch in die Hochschulen eingreifenden Umständen in Sachsen – beide Seiten für seine Zwecke auszunutzen, blieb aber letztlich dem Korporatismus der Universität stärker verhaftet. Ihm ging es eher um eine Stärkung des Selbstbewußtseins der universitären Seite als um die Erweiterung staatlicher Handlungsmöglichkeiten³³.

Im Inneren wollte er sich aber keineswegs aufs Repräsentieren beschränken, sondern alle Macht eines starken Rektors nutzen, um innerhalb des einen Jahres so viel wie möglich in Gang zu setzen.

³⁰ Ulrike Fell, *Disziplin, Profession und Nation. Die Ideologie der Chemie in Frankreich vom Zweiten Kaiserreich bis in die Zwischenkriegszeit* (Leipzig 2000).

³¹ Den Diskussionskontext dieser Haltung, insbesondere in Preußen, untersucht vor allem *Rüdiger vom Bruch*, *Wissenschaft, Politik und öffentliche Meinung. Gelehrtenpolitik im Wilhelminischen Deutschland (1890–1914)* (Husum 1980).

³² *Karl Lamprecht*, *Die gegenwärtige Entwicklung der Wissenschaften, insbesondere der Geisteswissenschaften, und der Gedanke der Universitäts-Reform*, in: *Rektorwechsel an der Universität Leipzig am 31. Oktober 1910* (Leipzig 1910) 16.

³³ Vgl. für die Debatte zwischen Harnack und Mommsen über den Grad der Unterstützung, der Althoff zu gewähren sei, wobei Harnack als Kirchenhistoriker im Unterschied zu Mommsen das Verhältnis Staat-Universität als ein Dreieck dachte, aus dem er den Einfluß der Kirche auf die Hochschulen und die Wissenschaft zurückzudrängen suchte: *Stefan Rebenich*, *Theodor Mommsen und Adolf von Harnack: Wissenschaft und Politik im Berlin des ausgehenden 19. Jahrhunderts* (Berlin, New York 1997).

Das Seminar erschien ihm nicht mehr zeitgemäß, bedürfe vielmehr der Fortbildung zum Typus des Lehr- und Forschungsinstituts, für das er sein eigenes Institut als Vorbild anführte³⁴. Eine genaue Beschreibung der Lehrverhältnisse an der expandierenden Hochschule machte klar, daß die Stunde der alten „monarchischen“ Ordinarienuniversität abgelaufen war, weil ihre Grundlagen, der zu repetierende Vortrag der Lehrkräfte und die seminaristische Einübung philologischer Arbeitsprinzipien, durch verschiedene Tendenzen ins Wanken gerieten. Die steigende Zahl der Studenten machte überlieferte Verfahren schon praktisch unmöglich. Mit der Ausweitung der Gegenstände über die Texte hinaus, war das Seminar allein ungenügend geworden. Die Idee vom Konstruktionscharakter der Wissenschaften, von der aus das Ideal objektiven Wissens attackiert wurde, untergrub die Position des Vorlesenden als Verwalter kognitiver Gewißheit ebenso, wie die exponentiell zunehmenden Kenntnisse durch Spezialisierung seine allgegenwärtige Kompetenz zur Fiktion werden ließen

Dies hieß u. a. strukturiertes (heute sagt man wohl: modularisiertes) Studienprogramm in einem arbeitsteiligen Prozeß jener Mitglieder, die in größeren Einheiten als Lehrstuhl und Ein-Mann-Seminar zusammengefaßt würden, womit auch die Macht der Ordinarien neu justiert würde. Die Hochschulen, die nicht auf die „Überschwemmung“ reagierten, hätten ihren Bildungsauftrag vernachlässigt und zu verantworten, daß die Studenten „sozusagen wild aufwuchsen“, weil die Übungen bei steigender Teilnehmerzahl völlig ihren Zweck verfehlten³⁵. Eine nötige Vervielfachung der Übungen aber mußte mehr sein als die quantitative Ausdehnung des alten Systems: „Wenn man aber vergrößerte, konnte man da nicht zugleich staffeln? Und schloß dann diese Staffellung nicht erst die Organisation in sich ein, die nötig war, um den Studenten ‚systematisch‘ und nicht, wie bisher dem Zufall bei der Wahl preisgegeben, in richtiger Stufenfolge in die einzelnen Teile des ungeheuer angewachsenen Wissenschaftsstoffes einzuführen?“ Für Lamprecht entwickelte sich aus der Frage, wie man die zunehmende Frequenz bewältigen könnte, ein systematischer Gedanke der Umstellung des Lehrbetriebes, nämlich „aus dem einfachen Seminar ein Institut mit einer ganzen Anzahl von Übungen, von einem Dutzend oder vielleicht noch mehr bis zu zwei Dutzend herzustellen und diese Übungen so gegeneinander zu staffeln, daß ein gleichmäßiger Fortschritt der historischen Übungen erreicht werden konnte. Natürlich trat damit das Institut noch ganz anders als bisher an die Stelle der Vorlesung, entwickelte aber auch zu gleicher Zeit einen Charakter, der eine um vieles vertiefte wissenschaftliche Bildung gewährleistete.“³⁶

Daneben ging es um die Mobilisierung externer Ressourcen für Forschungszwecke, vulgo Drittmittel, wofür die Universität ihre gesellschaftliche Nützlich-

³⁴ Rede des abtretenden Rektors Dr. Karl Lamprecht: Bericht über das Studienjahr 1910/11, in: *Rektorenwechsel an der Universität Leipzig am 31. Oktober 1911* (Leipzig o. D. [1911]) 1–22.

³⁵ Daß dieses Argument weder allein Lamprechts Perspektive geschuldet war noch inzwischen aus der Welt geschafft ist, hat zuletzt *Ulrich Herbert* (Freiburg) mehrfach öffentlichkeitswirksam betont.

³⁶ Ebenda 67.

keit ständig neu zu beweisen habe. Dies sei die einzige Voraussetzung, unter der die Forschung an der Hochschule zu halten sei und deren Degradierung zur reinen Lehranstalt verhindert werden könnte.

Es gelte einen Verbund der profilbildenden Lehr- und Forschungsinstitute zu schaffen, um international bestehen zu können – Lamprechts Idee der kritischen Masse für eine erfolgreiche in der nun global zu bemerkenden Konkurrenz stand in krassem Widerspruch zum Duodezfürstentum seiner Kollegen.

Dementsprechend war ihm entschlossene Internationalisierung durch Einwerbung ausländischer Gastforscher und -lehrer einerseits und Ausprägung eigener Kompetenzen für die Behandlung des Auslands und globaler Zusammenhänge nebst Akademischem Auslandsamt für die praktische Umsetzung des Studenten- und Dozenten austausches andererseits ein besonderes Anliegen³⁷.

Für sein eigenes Fach wußte dabei Lamprecht durchaus kräftig zu sprechen, sich in eine lange Tradition deutscher Rektoratsreden stellend, in denen der neue Rektor der Gemeinschaft der Lehrenden und Lernenden mit seinem fachlichen Profil präsentierte. Lamprecht beließ es aber nicht bei einem Ausflug in das geschützte Gelände eigener Kompetenz, sondern er maß dem vergleichend operierenden Universalhistoriker einen besonderen Überblick in den gesellschaftlichen Reformen seiner Zeit zu.

Wie kann man dieses Programm einordnen? Ist es nicht letztlich das, was auch Harnack und andere für Berlin empfahlen und durchsetzten?

Ähnlichkeiten sind unübersehbar, aber für einen Vergleich gilt es zunächst die Verankerung der beiden Reformer in ihren je unterschiedlichen Milieus zu beachten:

Die Berliner Gelehrtenpolitiker agierten aus einer Position der Stärke, sie hatten preußische und Reichspolitik auf ihrer Seite, die Unterstützung der Industrie für die Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft lief an. Die Berliner Reform konnte sich auf die Macht der Ordinarien stützen, die sich hinter ihre Vormänner stellten und durch ein dichtes Gewebe von professionellen und privaten Beziehungen sicherstellten, daß ihre Interessen im Kontakt der herausragenden Köpfe mit der Politik nicht übergangen wurden. Der Zugang zum Hof oder zu den politischen Zirkeln am gleichen Ort gestattete zudem jederzeit hinreichend Interventionsmöglichkeit, um korrigierend einzugreifen. Geisteswissenschaften und anwendungsorientierte Naturwissenschaftler gingen unter diesen Bedingungen ein politisches Bündnis ein.

Lamprecht argumentierte dagegen aus einer Position der gefühlten Schwäche³⁸: Er griff auf wenig verlässliche externe Ressourcen wie die Gastdozenten aus Frankreich, China, Japan und den USA sowie auf das mittelständisch strukturierte sächsische Bürgertum zurück, seine Verwurzelung lag im Positivismus der Leipziger Natur-, Lebens- und Sozialwissenschaften (Ratzel, Ostwald, Roscher, Berger,

³⁷ Man bedenke nur, daß das gesamte Schriftgut, das Fragen der Internationalisierung der Hochschule betraf, in dieser Zeit noch in der (immer umfänglicher werdenden) Registratur „Varia des Senates“ abgelegt wurde, um sich zu vergegenwärtigen, welchen Stellenwert das Problem in den Augen der Universitätsleitung hatte.

³⁸ Zusammengefaßt: *Karl Lamprecht*, Rektorats Erinnerungen, hrsg. v. A. Köhler (Gotha 1917).

Weule, Wundt)³⁹, in klarer Opposition zu den Geisteswissenschaftlern um die Historiker Seeliger, Brandenburg, den Geographen Partsch oder den Kunsthistoriker Schmarsow ebenso wie die weniger prominent gegen ihn auftretenden Sprachwissenschaftler. Hoffnungslos in der Minderheit im eigenen Fach und in der Philosophischen Fakultät suchte Lamprecht die Unterstützung der freien Studentenschaft und der Nichtordinarienbewegung⁴⁰. Die räumliche Entfernung zum politischen Zentrum gaben einigen wenigen Ordinarien, unter ihnen Lamprecht ebenso wie dem oft vermittelnden Juristen Binding, nicht nur eine herausgehobene, sondern auch eine schwerer zu kontrollierende Position, wenn es um Kontakte zum Hof und zur Kultusbehörde ging. Die Fälle sind zahlreich, in denen Lamprecht seine Kollegen und die Leitung der Universität vor vollendete Tatsachen stellte, indem er sich vorweg der Unterstützung des Ministeriums versicherte. Weitgehend Desiderat sind noch Untersuchungen zu den Soziabilitätsformen der Leipziger und Berliner Professoren, aber die Vermutung einer stärkeren Fragmentierung im Leipziger Fall drängt sich auf, wenn man anhand der Autobiographien die sich kaum überschneidenden Netzwerke in das städtische Bürgertum hinein betrachtet. Eine auffällige Ausnahme machte das sog. „Positivistenkränzchen“ um Wundt und Lamprecht, dessen sprichwörtliche Sitzungen im Café neben dem Universitätshauptgebäude beinahe öffentliche Sprechstunden zu nennen sind. Aber auch diese sehr intensive Form der Geselligkeit, die lang anhaltende Loyalitäten hervor brachte, hatte sich nach der Jahrhundertwende begonnen aufzulösen, nachdem Ostwald sich mehr und mehr nach Großbothen zurückzog⁴¹.

Betrachtet man Lamprechts Koalitionspartner, so lagen sie weniger bei den dominanten Kreisen innerhalb der Universität, sondern vielmehr bei den dynamischsten Kräften außerhalb der Hochschule bzw. an deren Pforten: Reformbereite Kräfte in der Kultusbürokratie; ausländische Gastwissenschaftler, kaum oder gar nicht remunerierte (Nachwuchs-)Wissenschaftler, die freien Studentenschaften, das mäzenatische Bürgertum der Druckbranche und des Handels. Viele dieser Bündnisse waren sicherlich aus der Not geboren, aber es findet sich eine Systematik, die das Zufällige übersteigt. Man könnte diese Suche nach einer Antwort auf die Krise der Universitätsentwicklung und nach externen Quellen für ihre Überwindung etwas zugespitzt beinahe als Amerikanisierung *avant la lettre* bezeichnen. Tatsächlich fühlte sich Lamprecht anders als viele seiner Kollegen von der

³⁹ Roger Chickering, Das Leipziger „Positivisten-Kränzchen“ um die Jahrhundertwende, in: *Hübinger, vom Bruch, Graf, Idealismus und Positivismus* (II) ..., 227–245; Eckhardt Fuchs, Steffen Sammler (Hrsg.), *Geschichtswissenschaft neben dem Historismus* (Leipzig 1995).

⁴⁰ Lamprecht stützte sich dabei sowohl auf die Daten bei Franz Eulenburg, *Der „akademische Nachwuchs“*. Eine Untersuchung über die Lage und die Aufgaben der Extraordinarien und Privatdozenten (Leipzig, Berlin 1908) als auch auf die Reformbemühungen des sächsischen Ministerialen Wäntig, der Konsequenzen aus der veränderten Frequenz und Betreuungsrelation an den deutschen Hochschulen forderte: *Heinrich Wäntig, Zur Reform der deutschen Universitäten* (Berlin 1911). Siehe dazu ausführlicher: Middell, *Weltgeschichtsschreibung im Zeitalter der Verfachlichung* ..., Kap. 13.

⁴¹ Vgl. Middell, *Weltgeschichtsschreibung im Zeitalter der Verfachlichung* ..., Kap. VI.

Dynamik des nordamerikanischen Kapitalismus durchaus nicht abgestoßen, sondern eher fasziniert⁴².

Zu diesem Eindruck trägt auch eine seiner ersten Maßnahmen als Rektor bei, die Eröffnung einer „Ausstellung zur Veranschaulichung des amerikanischen Universitätswesens“ Ende November 1910. Geschickt hatte der Rektor das Bedürfnis nach Repräsentation, das aus Anlaß des Jubiläums von 1909 in überdurchschnittlichem Maße fühlbar geworden war, für seine Zwecke genutzt und Propaganda in Sachen Internationalisierung getrieben. Nicht ohne Bangen, denn in den ersten Tagen war die Exposition besonders kühl aufgenommen worden, aber dann doch noch ein Erfolg: „Der Anfang war bedenklich, nur wenige Personen waren in dem weiten Raume zu erblicken; aber sehr bald sammelte sich mehr Publikum. Zunächst war es die Junge Welt der Studenten, dann aber stellten sich auch die Dozenten ein, und schließlich war das Gedränge in den Hauptbesuchstunden so stark, daß an eine Verlängerung der ursprünglichen Dauer gedacht werden mußte.“

Mit den von Lamprecht als Kern der Universitätsreform propagierten Forschungsinstituten wurde eine außerhalb der üblichen staatlichen Alimentierung der Hochschulen liegende Finanzierung notwendig, und Lamprechts Rektoratsbericht 1911 liest sich in den entsprechenden Passagen wie die Bilanz für einen amerikanischen *Board of Trustees* – eine Aufzählung der eingeworbenen Stiftungen, sei es von dem Deutschamerikaner Albert Seessel aus New York, der je 200 000 Mark für die biologische Forschung an der Yale-University und in Leipzig vererbte, sei es der Fonds Leipziger Bürger für die geisteswissenschaftlichen Forschungsinstitute, der 1911 schon eine halbe Million Mark überschritten hatte, sei es die E.-L.-Biermann-Stiftung für volkswirtschaftliche Studien oder die Stiftung des Verlegers Edgar Herfurth für die Ausbildung von Journalisten, seien es die kleineren Stiftungen für bedürftige Studenten, wie sie üblicherweise Professoren in der Messestadt hinterließen⁴³. Mit großer Befriedigung stellte Lamprecht fest, daß hier ungeachtet einer langen Tradition von Schenkungen an die Universität eine neue Dimension in der privaten Mitfinanzierung der expandierenden Hochschule erreicht wurde: „Im ganzen sind der Universität im abgelaufenen Jahre, kleinere Schenkungen mit eingeschlossen, mehr als eine Million Mark an mehr tragenden und neuen Stiftungen zugeflossen: eine stolze Summe fürwahr, wenn sie auch den Jahreszuwachs amerikanischer Universitäten, der bei der Columbia-Universität zum Beispiel im Durchschnitt des letzten Jahrzehnts 6 Millionen Mark betragen hat, noch nicht erreicht.“⁴⁴

Als Rektor konnte Lamprecht aufs Ganze gesehen nur wenig bewegen, wie das Scheitern seiner Campus-Idee beweist, aber der entscheidende Impuls seines Reformplans blieb über 1911 hinaus bestehen, denn er verfolgte die Gründung der König-Friedrich-August-Stiftung nach seinem Ausscheiden aus dem Rektorat weiter, indem er geschickt die zuvor gebahnten Wege weiter ausschritt.

⁴² Karl Lamprecht, Amerikanisches Tagebuch, in: Die Zukunft 55 (1905) 135ff. sowie ders., Americana: Reiseeindrücke, Betrachtungen, Geschichtliche Gesamtansicht (Freiburg 1906).

⁴³ Karl Lamprecht, Bericht über das Studienjahr 1910/1911, 12ff.

⁴⁴ Ebenda 14.

Lamprecht versuchte, die Möglichkeiten, die bei Gelegenheit des Universitätsjubiläums 1909 vertan wurden, in seiner nachfolgenden Rektoratszeit wieder aufzugreifen. Bei Oberbürgermeister Dittrich fand er offene Ohren für konkrete Projekte wie das Forschungsinstitut für Völkerkunde. Für diese Idee der Forschungsinstitute griff Lamprecht auch in die Klaviatur der städtischen Selbstgewissheit, indem er eine Überflügelung durch die Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft in Berlin androhte. Mit der Berliner Initiative für die industrienahen Forschungsinstitute stellte sich nämlich die Frage, wie jenseits der Hauptstadt der absehbare Wettbewerbsnachteil aus preußischem und Reichsengagement ausgeglichen werden könnte. Ging es bisher vor allem um einen Wettbewerb um Studentenzahlen und Professorenstellen, zu deren Ausbildung sowie die dafür benötigten Gebäude, kam nun die Ausstattung der Universitäten mit Forschungsressourcen als Kriterium ins Spiel. Das „Leipziger Tageblatt“ wies seine Leser gleich 1910 darauf hin, daß man wahrscheinlich bislang unterschätze, daß der Kaiser bei seiner Ankündigung der Stiftung, die den Auftakt zur Begründung der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft bildete, auch als preußischer König gesprochen habe und sein Appell mithin insbesondere den Bürgern Preußens gegolten habe. „Daher ist anzunehmen,“ folgerte das Blatt, „daß der Effekt dieser Sammlung, der ja über Erwarten stark ist, in erster Linie preußischen Universitäten und unter diesen wiederum vornehmlich der Berliner Universität zugute kommt“⁴⁵. Für nicht-preußische Universitäten folge daraus, daß sie darauf bedacht sein müßten, Quellen zu erschließen, die ihnen die Befähigung zu einer ebenbürtigen Konkurrenz mit Berlin auf dem Gebiet der Forschung sichern, und daß sie Vorsorge gegen die Gefahr einer Überflügelung auf wissenschaftlichem Gebiet und den nachfolgend absehbaren Rückgang ihrer Immatrikulationsziffern treffen sollten. „Das fürsorgende Interesse der sächsischen Bevölkerung“ müsse sich darauf konzentrieren, daß die Landesuniversität Leipzig nicht hinter Berlin zurückstehe. Den Forschungsinstituten, die Lamprecht vorgeschlagen hatte, solle deshalb alle Unterstützung zuteil werden. Berlins Vormachtstellung auf naturwissenschaftlichem Gebiet sei hinlänglich bekannt. Ihrem Ausbau diene zweifellos auch die kaiserliche Stiftung. Hier mithalten, Berlin gar überholen zu wollen, sei kein realistisches Ziel. Um so mehr müsse man auf geisteswissenschaftlichem Gebiet nun die Anstrengungen verstärken. Dank vor allem privater Initiative sei das Institut für Kultur- und Universalgeschichte dazu der rechte Kristallisationskern.

„Deshalb muß Sachsen“, hieß es weiter, „folgerichtig dort einsetzen“ und das bestehende Institut ausbauen. Als eine weitere Voraussetzung könne „die finanzielle Opferbereitschaft sächsischer Staatsbürger“ gelten: „Unsere glänzende wirtschaftliche Entwicklung im letzten Menschenalter sollte es einer ganz beträchtlichen Anzahl von Bewohnern des Landes und speziell der Stadt Leipzig ermöglichen, der Wissenschaft und ihrer Förderung einen kräftigeren Tribut zu zollen. Die Vanderbilt, Carnegie, Rockefeller mögen ein leuchtendes Beispiel für sie abgeben. Zweifel-

⁴⁵ Eine Überflügelung der Leipziger Universität?, in: Leipziger Tageblatt (28.10.1910).

los wird dann auch die Staatsregierung hilfsbereit eingreifen, um die drohende Gefahr einer Überflügelung der Leipziger Universität durch Berlin zu bannen.“⁴⁶

Lamprecht ging es um eine angemessene Reaktion auf eine neue Rolle der Universität in der Gesellschaft. Dafür mußte die Hochschule in verschiedener Hinsicht eine geänderte Position gewinnen.

1. Die Universität sollte durch die Einrichtung von Forschungsinstituten eine direkte Verbindung mit der Wirtschaft bekommen, von dieser auch mäzenatisch unterstützt werden, aber sie würde eben nicht die Lehre vernachlässigen oder durch den Auszug der kompetenten Forscher aus dem Studienbetrieb auf ein niedrigeres Niveau abgesenkt werden.

2. Durch ein interdisziplinäres Konzept der Grundlagenreflexion, die sich auch der Öffentlichkeit zuwandte, sollte der Kritik am Szientismus und dem Bedeutungsverlust der Wissenschaft für die Lebensprobleme einer in hektischer Industrialisierung und sozialer Umwälzung befindlichen Gesellschaft begegnet werden. Eine Kulturwissenschaft als Basis der Universität, die auf Erklärung ausgerichtet sei und sich dazu der wissenschaftlichen, d. h. naturwissenschaftlichen Erkenntnisinstrumentarien bediene, sei die einzige Möglichkeit, um dem drohenden Verlust an Deutungskompetenz entgegenzusteuern. Die Nation sei dabei ein wichtiger Deutungsrahmen, aber dieser dürfe nicht die neuerdings anstehende Öffnung zu anderen Kulturen und deren Vergleich behindern, sondern müsse ihr zum Ausgangspunkt dienen. Die Verwissenschaftlichung führte in den Ausbau der einzelnen akademischen Disziplinen und, damit einhergehend, in eine voranschreitende Spezialisierung, der die Universität durch eine Erneuerung des Humboldtischen Ideals von der Einheit der Wissenschaften wiederum begegnen müsse, indem sie Interdisziplinarität nun überhaupt als Konzept ausarbeite.

3. Dem dominierenden Gedanken von der Notwendigkeit eines durch Flottenbau und Heeresaufstockung militärisch aktionsfähigen Imperialismus, mit dem Deutschland zu den großen Kolonialmächten beim Wettlauf um die Weltmärkte aufschließen könne, setzte Lamprecht sein Konzept von einer auswärtigen Kulturpolitik entgegen, in dem nicht Marine- und Landtruppen, sondern den akademischen Intellektuellen die größte Bedeutung zufallen sollte, und diese Intellektuellen sollten in der Universität institutionell organisiert bleiben.

Interessant für unser Thema ist, daß Lamprecht keineswegs die Berliner Pläne um die Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft am Ursprung seiner Pläne sah, sondern die Eindrücke der Reise nach Chicago und New York 1904. Es ging dabei um die Überlegenheit der Graduate School gegenüber reinen Research Institutes, und wenn wir aus heutiger Sicht zurückschauen, hat Lamprecht wohl eine Weggabelung bemerkt, an der sich die Überlegenheit amerikanischer Ivy-League-Universitäten herauszubilden begann. Der möglicherweise heute gerade eingeleitete Reimport ist so etwas wie die späte Rehabilitierung Lamprechts.

Den Zeitgenossen war durchaus bewußt, daß der Plan für die Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft und Lamprechts Reformideen zwei Pole bildeten, die einerseits auf

⁴⁶ Ebenda.

verschiedene Gegebenheiten in Berlin und Leipzig reagierten, aber andererseits auch zu einem ganz unterschiedlichen Schicksal der deutschen Universitäten führen würden.

Die einen begrüßten die Pläne des Kaisers, teilweise eingeschränkt, indem sie, wie der Berliner Professor Hans Paalzow⁴⁷, gerade die Beschränkung auf die Naturwissenschaft hervorhoben und damit bereits eine Haltung vorformulierten, die in Deutschland während des 20. Jahrhunderts zunehmend an Gewicht gewinnen sollte, wonach nämlich die Forschungsinstitute für die Naturwissenschaften vollständig geeignet, für die Geisteswissenschaften jedoch im wesentlichen ohne Bedeutung seien.

Eine offen ablehnende Haltung gegenüber den kaiserlichen Planungen wegen der absehbaren Schädigungen der Interessen der Universitäten bildete die zweite Position, für die etwa der Artikel des Münchner Psychiatrie-Professors Emil Kraepelin im Mai 1911 in den süddeutschen Monatsheften stand⁴⁸. Er schrieb, „die Folgen einer derartigen Einschränkung der wissenschaftlichen Bedeutung unserer Hochschulen sind leicht abzusehen. Wenn sie zu Forschungsstätten zweiten Ranges herabgedrückt werden und damit in der allgemeinen Wertschätzung ihre jetzige Hohestellung einbüßen, so wird sich selbstverständlich eine Abwanderung wissenschaftlich wertvoller und schöpferischer Persönlichkeiten von ihnen nach den begünstigteren Forschungsinstituten hin vollziehen.“⁴⁹ Ängste vor einer Aufwertung der neu entstehenden technischen Hochschulen mittels einer Verbindung zu den Forschungsinstituten und vor einer weiteren Hervorhebung Berlins als Wissenschaftsstandort spielten dabei eine durchaus beträchtliche Rolle. Im wesentlichen ging es aber vor allem um die Verteidigung gewohnter akademischer Rituale und die Bewahrung von Einflußmöglichkeiten innerhalb der Hochschule, wie sie sich auch in der Leipziger Opposition gegen Lamprechts Planungen manifestierten.

Lamprechts Standpunkt hob sich von dieser Befürwortung bzw. Ablehnung universitätsferner Forschungsinstitute deutlich ab. Adolf Binding hatte zur Einleitung des Tagesordnungspunkts Forschungsinstitute auf dem Hochschullehrertag aus Leipziger Sicht die Aktualität betont, sich mit dem Verhältnis der Universität zu den Forschungsinstituten zu befassen. „Es ist bisher von dem Verhältnis von Forschungsinstituten für Geisteswissenschaften zu den Universitäten gar nicht gesprochen worden. Nun ist in Leipzig diese Frage akut geworden. Durch die Verdienste Lamprechts ist von großen Handelshäusern in Leipzig eine ziemlich große Summe für die Gründung von Forschungsinstituten auf dem Gebiete der Geisteswissenschaften, 600 000 Mark und mehr, zusammengebracht worden. Da kam sofort eine finanzielle Rivalität zwischen den Seminaren und deren Inhabern und den zukünftigen Forschungsinstituten zum Ausdruck.“⁵⁰

⁴⁷ Paalzow hatte als Sachverständiger für den Katalog der Deutschen Bücherei in Leipzig engere Beziehungen zur Messestadt.

⁴⁸ Vgl. *vom Bruch*, Wissenschaftspolitik 47.

⁴⁹ Vgl. Ebenda 48.

⁵⁰ Verhandlungen des IV. Deutschen Hochschullehrertages in Dresden am 12. und 13. Oktober 1911 (Leipzig 1912) 35ff.

Lamprecht schloß hier an, „wir sollen uns durch den Begriff Forschungsinstitut, wie er in Berlin geprägt worden ist, nicht stören lassen. Mit den 7 Millionen, die dort bereitstehen, ist nicht geholfen. Wir werden für die Dinge, die in Frage kommen, ganz andere Summen benötigen, und die muß die Universität auf dem Wege, der ihr zur Verfügung steht, sei es von Privaten, sei es vom Staate usw. für sie schaffen. Die ganze Frage ist aber ein Universitätsproblem, und es ist das Problem: Kommen wir zu einer höheren Form der Methode und der methodischen Tätigkeit auf dem Wege der Fortentwicklung unserer Seminare? Dies sind die Zellen. Wie weit die Zellen später einmal in Fakultätsverfassungen umgebildet werden, das ist eine Frage, mit der wir uns heute nicht zu beschäftigen brauchen... Soviel ist aber durch Experiment klar: Die Entwicklung kann sehr weit geführt werden, ohne daß die Fakultätsverfassung in dieser oder jener Form verändert wird. Ebenso klar ist, daß alle die Klagen über Personalzurücksetzung und Personalumbildung unserer Extraordinarien und Privatdozenten durch diese Fortentwicklung der Seminare gelöst werden.“⁵¹

Wenn also jemand für sich beanspruchen kann, eine Art Humboldt-Prinzip der (allerdings erneuerten) Einheit von Lehre und Forschung beabsichtigt zu haben, dann eher Lamprecht als Harnack.

Lamprecht gelang zwar die Gründung der König-Friedrich-August-Stiftung mit den Forschungsinstituten, aber er mußte dafür gewaltige Kompromisse machen: Statt der beabsichtigten vier Forschungsinstitute mit profilbildendem Charakter wurden nach langer Verzögerung 1913 schließlich 12 gegründet, um die Gegner in der Philosophischen Fakultät zu gewinnen. Auf die Nutzung des staatlichen Zuschusses neben den privaten Drittmitteln wurde im Angesicht des Kriegausbruches patriotisch verzichtet, und nach Lamprechts Tod 1915 geriet der hochschulpolitische Gesamtplan schnell unter die Räder.

Die Geschichte der deutschen Universitäten im 20. Jahrhundert ist geprägt vom Versuch, die 1909 bis 1911 aufgeworfenen Probleme zu lösen: Die steigende Studierfrequenz führte zu mancherlei abenteuerlichen Untertunnelungen von Studentenbergen, und das kann als Beleg für die wachsende Unterfinanzierung genommen werden, der eine Lösung immer weiter in die Ferne rückte. Die Auswanderung der Forschung und dabei nicht nur der direkt industriebezogenen, hat zwar zu einer gewissen Artenvielfalt der außeruniversitären Forschungsinstitute und ihrer späteren Systematisierung in der Max-Planck-Gesellschaft, Helmholtz- und Leibniz-Gemeinschaft einerseits und den Forschungskombinaten der Ostberliner Akademie der Wissenschaften geführt, aber offenkundig bislang zu keiner befriedigenden Lösung, schaut man sich die prämierten Versuche der jüngsten Exzellenzinitiative an, genau diese Teilung in konkurrenzfähig ausgestattete Forschungszentren und der mangelhafter Finanzierung ausgelieferte Universitäten zu überwinden. Die weitgehend auf staatliche Alimentierung angewiesenen Hochschulen haben darauf verzichtet, die um 1910 ins Auge gefaßten weiteren Säulen ihrer privaten Finanzierung auszubauen.

⁵¹ Ebenda 44.

Hält man sich diese Entwicklungen vor Augen, dann erscheint der Wettstreit am Anfang des Jahrhunderts vor allem wegen der Klarsichtigkeit der Konkurrenten für den bevorstehenden Abstieg von der Spitzenposition der internationalen akademischen Welt bemerkenswert. Der Krieg trug das Seine dazu bei, die deutschen Universitäten von der Entwicklung in anderen Teilen der Welt zu isolieren. Regelmäßig wird auch auf den Exodus kreativer Köpfe in den 1930er Jahren als Ursache für den Niedergang hingewiesen. Zweifellos ein gewichtiges Argument, dessen Bedeutung auch nicht bestritten werden kann. Mir scheint jedoch, daß die strukturellen Defizite weit früher auszumachen sind. Insofern ist es weniger relevant, ob Berlin und Leipzig auf gleicher Augenhöhe Wettbewerber waren oder bereits durch die unterschiedliche Ressourcenverfügung einen wichtigen Schritt voneinander getrennt waren. Vielmehr scheint die Palme des Siegers weder der einen noch der anderen Hochschule zu gebühren. Die weitestgehenden Folgerungen aus einer Diskussion, in der noch viele Alternativen offenstanden, zogen Universitäten jenseits des Atlantik, die das Humboldt-Prinzip nicht als Mythos beschworen, sondern zeitgemäß weiterentwickelten. Daraus entsteht jedoch, wie das deutsche Beispiel vor dem Ersten Weltkrieg lehrt, alles andere als eine auf Dauer zementierte Führungsposition. Die Zyklen, in denen es gilt, die Form der Universität an neue Herausforderungen anzupassen, werden offenkundig immer kürzer. Das Ranking von heute sagt zuverlässig nur etwas über die Sieger von gestern.

Summary

The article aims at comparing two of the leading universities in the Wilhelmian Empire with regard to how they have reacted to challenges such as the growing frequency of students, the increasing costs for research and the intense process of specialisation and professionalization universities were confronted to at around 1900. But comparison is somehow difficult since universities like Berlin and Leipzig were situated at the top of the same „German university system“ but followed at the same time very different local and regional traditions not yet fully homogenised and even strengthened by internationalisation. The article thus analyses the model Leipzig's university tried to establish under the rectorate of Karl Lamprecht (1910/1911) in order to face the above mentioned challenges as well as the competition with Berlin where the Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft emerged as a new pattern in the system of scientific innovation. Against the idea of separating research to a large extent institutionally from university Lamprecht insisted on new research institute within the university but despite some success in the beginning his concept failed in the very end due to resistance by colleagues as well as to the circumstances of war times. One may ask however if his ideas have not some actuality given the now rising critical view on the 20th century organisation of research in the German academic system.